

HEYNE <

Das Buch

Im Februar 1996, drei Tage nach der Zerstörung des prächtigen venezianischen Opernhauses La Fenice, begibt sich John Berendt in die Lagunenstadt. Er stellt eigene Recherchen über den mysteriösen Brand an und stößt dabei auf Intrigen und skandalöse Ereignisse hinter den Kulissen Venedigs. Berendt zeichnet ein atmosphärisch dichtes Bild der Dogenstadt und erzählt von den eigenwilligen und faszinierenden Persönlichkeiten, die sie bevölkern. Die Bewohner Venedigs verbindet vor allem eins – die Liebe zu ihrer Stadt und ein schauspielerisches Talent, das ihnen in die Wiege gelegt zu sein scheint.

Mit seinem feinen Gespür für ungewöhnliche Geschichten, skurrile Figuren und die Poesie des Alltags zeigt John Berendt, dass Venedig nicht nur aus Stein besteht, sondern vor allem ein Gespinst von Geschichten und Legenden, Mythen und Märchen ist

»Elegant verwebt Berendt Geschichten, Episoden und Begegnungen zu einem farbenprächtigen, sinnlichen und süffig zu lesenden Buch.« *Neue Westfälische Zeitung*

Der Autor

John Berendt, geboren 1939 in New York als Sohn zweier Schriftsteller, ist einer der großen Autoren Amerikas. Er studierte Englisch an der Harvard Universität, wo er auch Redaktionsmitglied der Satirezeitschrift »The Harvard Lampoon« war. Berendt schrieb mehrere Bestseller und ist unter anderem Herausgeber des New-York-Magazins und Mit-herausgeber des Esquire. Er lebt in New York.

John Berendt

DIE STADT
DER FALLENDEN
ENGEL

Aus dem Englischen
von Matthias Müller

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe THE CITY OF FALLING ANGELS
erschien 2005 bei The Penguin Press, New York, sowie
Hodder and Stoughton, London

Der Abschnitt aus: Henry James »Die Flügel der Taube«
auf Seite 192 f. ist der Übersetzung von Herta Haas ent-
nommen, erschienen bei Kiepenheuer & Witsch, 1962.
Für Harold Hayes und Clay Felker



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier

2. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 01/2008

Copyright © der Originalausgabe 2005

by High Water, Incorporated

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006

by Pendo Verlag GmbH & Co. KG, München und Zürich

Copyright © dieser Ausgabe 2008

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2008

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München –

www.hildendesign.de und Nele Schütz Design, München

Umschlagmotive: © Siede Preis / Getty Images; © David Noton

Photography / Alamy; © Schapowalow / SIME

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-81172-0

www.heyne.de

VORSICHT
VOR FALLENDEN ENGELN

*Warnschild,
Anfang der 70er Jahre vor
der Kirche Santa Maria della Salute aufgestellt,
bevor die Marmorornamente
an der Fassade restauriert wurden.*

INHALT

Prolog: Der Venedig-Effekt	9
1. Ein Abend in Venedig	12
2. Staub & Asche	42
3. Auf Wasserhöhe	60
4. Schlafwandeln	77
5. Auf kleiner Flamme	106
6. Der Rattenmann von Treviso	124
7. Glaskrieg	146
8. Auslandsamerikaner: Die Erste Familie	164
9. Der letzte <i>Canto</i>	209
10. Für eine Handvoll Dollar	268
11. Opera Buffa	306
12. Vorsicht vor fallenden Engeln	332
13. Der Mann, der andere liebte	383
14. Ein zweiter Besuch im Inferno	420
15. Offenes Haus	443
Dank	461

ANMERKUNG DES AUTORS

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um ein Sachbuch. Alle darin vorkommenden Personen sind mit ihrem tatsächlichen Namen aufgeführt. Es gibt keine zusammengesetzten Figuren.

PROLOG:

DER VENEDIG-EFFEKT

»In Venedig spielt jeder Theater«, erzählte mir Graf Girolamo Marcello. »Jeder spielt eine Rolle, und die Rolle verändert sich. Rhythmus ist der Schlüssel zum Verständnis der Venezianer – der Rhythmus der Lagune, der Rhythmus des Wassers, der Gezeiten, der Wellen ...«

Ich war Graf Marcello zufällig begegnet, als ich die Calle della Mandola entlangschlenderte. Er gehörte einer alteingesessenen venezianischen Familie an und galt als Fachmann in Sachen Geschichte und Sozialstruktur Venedigs und als besonders bewandert in den subtilen Eigenheiten der Stadt und ihrer Bewohner. Da wir beide den gleichen Weg hatten, schloss ich mich ihm an.

»Der Rhythmus von Venedig ist wie das Atmen«, sagte er. »Flut, Hochdruck: angespannt. Ebbe, Niedrigdruck: entspannt. Auf den Rhythmus des Rades sind wir Venezianer überhaupt nicht eingestimmt. Das ist was für andere Städte, Städte mit Kraftfahrzeugen. Unser Rhythmus ist der der Adria. Der Rhythmus des Meeres. In Venedig fließt der Rhythmus mit den Gezeiten, und die Gezeiten wechseln alle sechs Stunden.«

Graf Marcello holte tief Luft. »Wie sehen Sie eine Brücke?«

»Wie bitte?«, fragte ich. »Eine Brücke?«

»Sehen Sie eine Brücke als ein Hindernis – bloß als eine Reihe Stufen, die man hinaufgehen muss, um von einer Seite

des Kanals zur anderen zu gelangen? Wir Venezianer sehen Brücken nicht als Hindernisse. Für uns sind Brücken Übergänge. Wir überqueren sie sehr langsam. Sie sind Teil des Rhythmus. Sie sind die Verbindungsglieder zwischen zwei Teilen eines Theaters, wie Kulissenwechsel, oder wie die Entwicklung vom ersten zum zweiten Akt eines Theaterstücks. Während wir eine Brücke überqueren, verändert sich unsere Rolle. Wir wechseln von einer Wirklichkeit ... zu einer anderen Wirklichkeit. Von einer Straße ... zu einer anderen Straße. Von einem Schauplatz ... zu einem anderen Schauplatz.«

Wir näherten uns einer Brücke, die über den Rio di San Luca zum Campo Manin führte.

»Ein *Trompe-l'œil*-Bild«, fuhr Graf Marcello fort, »ist ein Bild, das so lebensecht wirkt, dass es einem gar nicht wie ein Bild vorkommt. Es sieht lebensecht aus, aber natürlich ist es das nicht. Es ist gewissermaßen eine einfach verschobene Wirklichkeit. Und was ist dann ein *Trompe-l'œil*-Bild, wenn es in einem Spiegel reflektiert wird? Eine zweifach verschobene Wirklichkeit?

Sonnenlicht auf einem Kanal wird durch ein Fenster an die Decke gespiegelt, dann von der Decke auf eine Vase, und von der Vase auf ein Glas, oder auf eine Silberschale. Welches ist das echte Sonnenlicht? Welche die echte Spiegelung?

Was ist wahr? Was ist nicht wahr? Das lässt sich nicht so einfach beantworten, denn die Wahrheit kann sich verändern. Ich kann mich verändern. Sie können sich verändern. Das ist der Venedig-Effekt.«

Wir gingen die Brücke hinunter und betraten den Campo Manin. Abgesehen davon, dass ich aus dem tiefen Schatten der Calle della Mandola in das grelle Sonnenlicht des offenen Platzes getreten war, fühlte ich mich unverändert. Meine Rolle, welche sie auch sein mochte, war dieselbe, die

sie vor der Brücke gewesen war. Das gab ich natürlich gegenüber Graf Marcello nicht zu. Aber ich sah ihn an, neugierig, ob er zu erkennen geben würde, dass er sich selbst irgendwie verändert fühlte.

Er atmete tief durch, als wir den Campo Manin betraten. Dann stellte er in einem dezidierten Ton fest: »Venezianer sagen nie die Wahrheit. Wir meinen immer genau das Gegenteil von dem, was wir sagen.«

EIN ABEND IN VENEDIG

Als ich drei Tage nach dem Brand in Venedig eintraf, roch die Luft immer noch verkohlt. Der Zeitpunkt meiner Reise war bloßer Zufall. Schon Monate zuvor hatte ich beschlossen, außerhalb der Saison für ein paar Wochen nach Venedig zu kommen, um die Stadt einmal ohne das Gedrängel anderer Touristen zu genießen.

»Wenn es am Montagabend windig gewesen wäre«, sagte der Fahrer des Bootstaxis, als wir den Flughafen verlassen hatten und über die Lagune fuhren, »gäb's jetzt kein Venedig mehr, das man besuchen könnte.«

»Wie ist es eigentlich passiert?«, fragte ich.

Der Taxifahrer zuckte die Achseln. »Wie solche Sachen eben passieren.«

Es war Anfang Februar, mitten in der friedlichen Flaute, die sich jedes Jahr zwischen Neujahr und Karneval über Venedig legt. Die Touristen waren verschwunden, und in ihrer Abwesenheit hatte das Venedig, das sie normalerweise bevölkerten, so gut wie dicht gemacht. Gähnende Leere in Hotel-Lobbys und Souvenirläden. Gondeln waren an Stangen festgemacht und mit blauer Persenning bedeckt. Die Exemplare des *International Herald Tribune* auf den Gestellen der Zeitungsverkäufer fanden keine Abnehmer mehr, und auf dem Markusplatz war die Ausbeute für die Tauben derart mager, dass sie in andere Stadtteile abwanderten, um dort nach Futter zu suchen.

Währenddessen war das andere Venedig, das von Venezianern bewohnt wurde, so betriebsam wie eh und je – die kleinen Läden, die Gemüsestände, die Fischmärkte, die Bars und Kneipen. Für diese paar Wochen konnten die Venezianer durch ihre Stadt schlendern, ohne sich an dichten Pulks trotteler Touristen vorbeidrücken zu müssen. Die Stadt atmete auf, ihr Puls beschleunigte sich. Venedig gehörte wieder den Venezianern.

Doch es herrschte eine gedrückte Stimmung. Die Menschen unterhielten sich in jenem leisen, benommenen Ton, den man hört, wenn es in der Familie einen unerwarteten Sterbefall gegeben hat. Das Thema war in aller Munde. Binnen weniger Tage hatte ich so viele Einzelheiten darüber erfahren, dass ich das Gefühl hatte, ich wäre selbst dabei gewesen.

Es geschah an einem Montagabend, dem 29. Januar 1996.

Kurz vor neun setzte sich Archimede Seguso an den Esstisch und entfaltete seine Serviette. Bevor seine Frau sich zu ihm setzte, ging sie ins Wohnzimmer, um die Vorhänge zuzuziehen. Das war schon seit jeher ihr allabendliches Ritual. Signora Seguso wusste natürlich, dass niemand hereinsehen konnte, aber es war ihre Art, die Familie in eine häusliche Umarmung zu schließen. Die Segusos wohnten im dritten Stock des Ca' Capello, einem Haus aus dem 16. Jahrhundert im Herzen Venedigs. Zwei Seiten des Gebäudes waren von einem schmalen Kanal eingefasst, der in den nahe gelegenen Canal Grande mündete.

Signor Seguso wartete geduldig am Tisch. Er war sechsundachtzig, groß und hager, und vom Alter noch nicht gebeugt. Mit seinem Kranz schütterer Haare und den widerspenstigen Augenbrauen sah er wie ein gutmütiger Zauberer aus, der staunend in die Welt hinausblickte. Er hatte eine lebendige Miene und leuchtende Augen, die jeden, der ihm

begegnete, faszinierten. Doch wer etwas länger in seiner Gegenwart war, dem fielen unweigerlich seine Hände auf.

Es waren große, muskulöse Hände, die Hände eines Handwerkers, dessen Arbeit körperliche Kraft erforderte. Seit fünfundsiebzig Jahren stand Signor Seguso in seiner Glashütte an einem glühendheißen Schmelzofen – zehn, zwölf, achtzehn Stunden täglich – in den Händen ein schweres Stahlrohr, Glasmacherpfeife genannt, das er ständig drehte, um zu verhindern, dass der Klumpen geschmolzenen Glases am andern Ende zur einen oder anderen Seite sackte, dabei immer wieder innehaltend, um in das Rohr zu blasen und das Glas zu dehnen. Dann legte er das Rohr quer über die Werkbank, drehte und wendete es mit der Linken, während er mit einer Zange, die er in der Rechten hielt, an dem Glas zog und zupfte und aus ihm die Gestalt anmutiger Vasen, Schalen und Kelchgläser hervorlockte.

Nach all diesen Jahren, in denen er Stunde um Stunde das Stahlrohr drehte, hatte sich Signor Segusos Hand um das Rohr herumgefaltet, bis sie ständig gehöhlt blieb, als würde das Rohr immerzu darin liegen. Seine gehöhlte Hand war das stolze Abzeichen seines Handwerks, und aus eben diesem Grund hatte der Maler, der ihn vor einigen Jahren porträtiert hatte, besonders darauf geachtet, die Krümmung in seiner linken Hand zu zeigen.

Schon seit dem vierzehnten Jahrhundert waren die Männer in der Familie Seguso Glasbläser. Archimede war die einundzwanzigste Generation und einer der größten von allen. Er konnte aus massivem Glas schwere Objekte formen und Vasen blasen, die so dünn und zerbrechlich waren, dass man kaum wagte, sie zu berühren. Er war der erste Glasbläser, dessen Werk mit einer Ausstellung im Dogenpalast am Markusplatz geehrt wurde. Seine Stücke wurden bei Tiffany an der Fifth Avenue verkauft.

Seit seinem elften Lebensjahr stellte Archimede Seguso Glas her, und bereits mit zwanzig hatte er sich den Spitznamen »Mago del Fuoco« (Zauberer des Feuers) verdient. Er hatte jetzt nicht mehr das Durchhaltevermögen, täglich achtzehn Stunden vor einem heißen, brüllenden Ofen zu stehen, doch arbeitete er immer noch jeden Tag mit unvermindertem Vergnügen. An diesem bestimmten Tag war er zur gewohnten Zeit um halb fünf aufgestanden, wie immer überzeugt, dass die Stücke, die er im Begriff war herzustellen, schön sein würden als alles, was er jemals zuvor geschaffen hatte.

Im Wohnzimmer blickte Signora Seguso noch kurz aus dem Fenster, bevor sie die Vorhänge zuzog. Ihr fiel auf, dass es draußen dunstig geworden war, und sie sinnierte laut, dass wohl ein Winternebel heraufgezogen sei. Aus dem anderen Zimmer erwiderte Signo Seguso, dass es dann aber sehr schnell passiert sein müsse, da er erst wenige Minuten zuvor noch einen Viertelmond am klaren Himmel gesehen habe.

Vom Wohnzimmerfenster aus sah man auf einen kleinen Kanal, der entlang der etwa zehn Meter entfernten Rückseite des Opernhauses La Fenice verlief. Dahinter, in etwa hundert Meter Entfernung, erhob sich der prachtvolle Eingangflügel des Theaters, der jetzt dunstverhangen war. Gerade als Signora Seguso den Vorhang zuziehen wollte, sah sie etwas aufblitzen. Sie dachte erst, es sei ein Gewitter im Anzug. Dann sah sie einen zweiten Blitz, und jetzt war ihr klar, dass es Feuer war.

»Papa!«, rief sie. »La Fenice brennt!«

Signor Seguso eilte ans Fenster. An der Front des Gebäudes flackerten immer mehr Flammen, die den Rauch beleuchteten, den Signora Seguso für Nebel gehalten hatte. Sie rannte zum Telefon und wählte 115, um die Feuerwehr zu alarmieren. Signor Seguso ging in sein Schlafzimmer und

stellte sich an das Eckfenster, das noch näher am Fenice lag als das Wohnzimmerfenster.

Zwischen dem Feuer und dem Haus der Segusos lag ein Wirrwarr von Gebäuden, die zusammen das Fenice bildeten. Der Teil, der jetzt in Flammen stand, der schlichte neoklassizistische Eingangsflügel mit seinen repräsentativen Empfangsräumen, allgemein unter der Bezeichnung ›Apolonische Säle‹ bekannt, war am weitesten entfernt. Daran schloss sich das Hauptgebäude des Theaters an, mit seinem Rokoko-Zuschauerraum, und schließlich der riesige Hinterbühnenbereich. Von beiden Seiten des Zuschauerraumes und der Hinterbühne fächerten Gruppen von kleineren, miteinander verbundenen Gebäuden aus, wie jenes, das die Kulissenwerkstatt beherbergte, direkt gegenüber Signor Seguso auf der anderen Seite des Kanals.

Signora Seguso kam bei der Feuerwehr nicht durch, und so wählte sie 112, die Polizei.

Signor Seguso war wie benommen von der Unfassbarkeit dessen, was sich da draußen vor seinem Fenster abspielte. Das Gran Teatro La Fenice war einer der Prachtbauten Venedigs. Es war wohl das schönste Opernhaus der Welt, und eines der bedeutendsten. Das Fenice hatte Dutzende von Opern in Auftrag gegeben, die auf seiner Bühne uraufgeführt wurden – Verdis *La Traviata* und *Rigoletto*, Igor Strawinskys *The Rake's Progress*, Benjamin Britzens *The Turn of the Screw*. Zweihundert Jahre lang hatte sich das Publikum an der üppigen Klarheit seiner Akustik ergötzt, an der Pracht der fünf Ränge vergoldeter Logen und an dem barocken Überschwang der Ausstattung. Signor und Signora Seguso hatten immer eine Loge für eine ganze Saison abonniert, und im Verlauf der Jahre hatte man ihnen zunehmend attraktivere Standorte gegeben, bis sie schließlich neben der Königsloge gelandet waren.

Als Signora Seguso auch bei der Polizei nicht durchkam, geriet sie in Panik. Sie rief zu der Wohnung hoch, in der ihr Sohn Gino mit seiner Frau und ihrem Sohn, Antonio, wohnten. Gino war noch draußen in der Glashütte der Segusos in Murano. Antonio war bei einem Freund in der Nähe der Rialto-Brücke.

Signor Seguso stand stumm am Fenster seines Schlafzimmers und sah zu, wie sich die Flammen in Windeseile über den gesamten obersten Stock des Eingangsflügels ausbreiteten. Er wusste, dass das Fenice, bei all seiner vielstöckigen Pracht, gegenwärtig ein riesiger Haufen herrlichen Zunders war. Innerhalb einer dicken Ummantelung Istriastein, die mit Backstein ausgelegt war bestand das Gebäude ausschließlich aus Holz – Holzbalken, Holzböden, Holzwände – reich verziert mit Holzschnitzereien, Stuckaturen und Papiermaché, alles mit mehreren Schichten Lack und Blattgold bedeckt. Signor Seguso war sich auch im Klaren darüber, dass in der Kulissenwerkstatt gleich auf der anderen Seite des Kanals Lösungsmittel lagerten, und, besonders besorgniserregend, Propangaszylinder, die zum Schweißen und Löten verwendet wurden.

Signora Seguso kam wieder ins Zimmer und erklärte, sie habe die Polizei endlich erreicht.

»Die wussten schon über das Feuer Bescheid«, sagte sie. »Sie haben gesagt, wir sollen sofort das Haus verlassen.« Sie blickte ihrem Mann über die Schulter und unterdrückte einen Schrei: In der kurzen Zeit ihrer Abwesenheit waren die Flammen näher gerückt. Sie drangen jetzt durch die vier kleineren Empfangssäle vor zum Hauptgebäude, in ihre Richtung.

Archimede Seguso starrte mit prüfender Miene in das Feuer. Er öffnete das Fenster, und ein Stoß eiskalter Luft kam herein. Der Wind wehte nach Südwesten. Doch die Se-

gusos wohnten direkt westlich vom Theater, und Signor Seguso rechnete sich aus, dass, sofern der Wind nicht die Richtung wechselte oder stärker wurde, das Feuer eher zur anderen Seite des Fenice wandern würde als in ihre Richtung.

»Mach dir keine Sorgen, Nandina«, sagte er leise. »Wir sind nicht in Gefahr.«

Das Haus der Segusos war nur eines unter vielen Häusern in unmittelbarer Umgebung des Fenice. Bis auf den Campo San Fantin, einen kleinen Platz vor dem Theater, stand das Fenice eingezwängt zwischen alten und gleichermaßen feuergefährdeten Gebäuden, von denen viele direkt mit ihm verbunden oder lediglich durch ein oder zwei Meter von ihm getrennt waren. Das war keineswegs ungewöhnlich in Venedig, wo Baugelände immer schon sehr gefragt war. Aus der Luft ähnelte Venedig einem Puzzle aus Terracotta-Dächern. Zwischen manchen Gebäuden waren die Durchgänge so schmal, dass man mit einem aufgespannten Schirm nicht hindurchgehen konnte. Es war eine Spezialität venezianischer Einbrecher, sich mit Sprüngen von einem Dach zum andern vom Tatort zu entfernen. Wenn das Feuer im Fenice zu ebensolchen Sprüngen in der Lage war, dann würde es mit großer Wahrscheinlichkeit ein ansehnliches Stück Venedigs vernichten.

Das Fenice selbst lag im Dunkeln. Es war seit fünf Monaten wegen Renovierungsarbeiten geschlossen und sollte in einem Monat wieder eröffnen. Der Kanal entlang seiner hinteren Fassade war auch geschlossen und leer. Man hatte ihn abgeriegelt und trockengelegt, damit zum ersten Mal seit vierzig Jahren Schlick und Schlamm ausgebaggert und die Mauern repariert werden konnten. Der Kanal zwischen dem Gebäude der Segusos und der Rückseite des Fenice war jetzt eine tiefe, schlammige Schlucht mit einem Gewirr von freigelegten Rohren und einigen schweren Geräten, die in Pfützen

auf dem Boden standen. Der leere Kanal würde es den Löschbooten der Feuerwehr unmöglich machen, das Fenice zu erreichen, und, schlimmer noch, es würde ihnen auch die dringend benötigte Versorgung mit Löschwasser fehlen. Um Brände zu löschen, waren die Feuerwehrmänner Venedigs auf direkt aus den Kanälen gepumptes Wasser angewiesen. Ein Wasserhydrantennetz gab es in der Stadt nicht.

Von allen Seiten war jetzt aufgeregtes Stimmengeschrei und eiliges Hin-und-her-Gerenne zu hören. Mieter, die von der Polizei aus ihren Häusern evakuiert wurden, stießen auf Restaurantbesucher, die aus dem Ristorante Antico Martini herausgeeilt kamen. Eine Schar verwirrter Gäste rollte ihre Koffer aus dem Hotel La Fenice und erkundigte sich nach dem Weg zum Hotel Saturnia, wohin man sie verwiesen hatte. In ihre Mitte platzte eine Frau mit irrem Blick und nur mit einem Nachthemd bekleidet. Sie war hysterisch schreiend aus ihrem Haus gerannt und hinaus auf den Campo San Fantin gestolpert. Jetzt warf sie sich vor dem Theater auf den Boden und wälzte sich, mit den Armen um sich schlagend, auf dem Bürgersteig hin und her. Mehrere Kellner kamen aus dem Antico Martini und führten sie hinein.

Es gelang zwei Löschbooten, einen wassergefüllten Kanal anzusteuern, der nicht weit vom Fenice entfernt war. Doch ihre Schläuche waren nicht lang genug, um die dazwischen liegenden Gebäude zu erreichen, und so zerrten die Feuerwehrleute sie durch das Küchenfenster auf der Rückseite des Antico Martini und durch den Speiseraum hinaus auf den Campo San Fantin. Sie richteten die Düsen auf die Flammen, die in einem Fenster im obersten Stock des Theaters loderten, doch der Wasserdruck war zu schwach. Der Wasserstrahl erreichte kaum den Fenstersims. Das Feuer stob weiterhin ungebündelt in die Höhe, mächtige Luftströme

ansaugend, die die Flammen wie leuchtendrote Segel in einem stürmischen Wind knattern und schlagen ließen.

Mehrere Polizisten rangen mit der schweren Eingangstür des Fenice, doch ohne Erfolg. Dann zog einer seine Pistole und feuerte drei Schüsse auf das Schloss ab. Die Tür ging auf. Zwei Feuerwehrleute rannten hinein und verschwanden in einer dichten weißen Wand aus Rauch. Sekunden später kamen sie wieder herausgerannt. »Zu spät«, sagte einer. »Da brennt schon alles wie Stroh.«

Sirenengeheul erfüllte jetzt die Luft, während Polizei und Feuerwehr auf dem Canal Grande hin und her rasten, riesige Schmetterlingsflügel aus Gischt aufpeitschend, als sie durch das Fahrwasser anderer Boote hüpfen. Etwa eine Stunde nach dem ersten Alarm legte das große Feuerlöschboot der Stadt am Landesteg hinter Haig's Bar an. Seine leistungsstarken Maschinen könnten jetzt endlich Wasser über die zweihundert Meter vom Canal Grande zum Fenice pumpen. Dutzende von Feuerwehrleuten rollten Schläuche von dem Löschboot in den Campo Santa Maria del Giglio, koppelten fieberhaft Schlauchstücke aneinander, aber es war schnell klar, dass die Schläuche unterschiedliches Ringmaß hatten. Ungeachtet der heftig leckenden Kuppelstücke trugen die Feuerwehrleute die miteinander verbundenen Schläuche, so wie sie waren, hinauf auf die Dächer im Umkreis des Fenice. Die Hälfte des Wassers lenkten sie auf das Theater in dem Versuch, den Brand einzudämmen, den Rest auf die angrenzenden Gebäude. Brandmeister Alfio Pini hatte bereits eine strategische Entscheidung von großer Tragweite getroffen: Das Fenice ist verloren. Rettet die Stadt.

Graf Girolamo Marcello, der im obersten Stock seines Palasts, kaum eine Minute zu Fuß von der Vorderseite des Fenice entfernt, gerade mit seinem Sohn zu Abend aß, befand

sich mitten im Satz, als das Licht ausging. Früher am Tag hatte Graf Marcello erfahren, dass in New York der exilierte russische Dichter und Nobelpreisträger Joseph Brodsky überraschend im Alter von fünfundfünfzig einem Herzanfall erlegen war. Brodsky, der Venedig leidenschaftlich geliebt hatte, war ein Freund und Hausgast von Marcello gewesen. So hatte Brodsky in Marcellos Palast gewohnt, als er sein letztes Buch, *Watermark*, schrieb, eine lyrische Reflexion über Venedig. Am Nachmittag hatte Marcello mit Brodskys Witwe Maria telefoniert, und sie hatten über die Möglichkeit gesprochen, Brodsky in Venedig zu beerdigen. Marcello wusste, dass sich das nicht leicht einrichten ließ. Jeder verfügbare Platz auf der Friedhofsinsel San Michele war schon seit Jahren vergeben. Es war allgemein bekannt, dass jeder Neuankömmling, selbst ein geborener Venezianer, nach zehn Jahren ausgegraben und zu einer gewöhnlichen Begräbnisstätte weiter draußen in der Lagune verlegt werden würde. Doch für einen Nicht-Venezianer und jüdischen Atheisten die Genehmigung auch nur für eine zeitlich begrenzte Grabstelle zu bekommen, wäre ein Unternehmen, dem viele Hindernisse im Wege stünden. Trotzdem hatte es prominente Ausnahmen gegeben. Igor Strawinsky war auf San Michele begraben, ebenso Sergej Diaghilew und Ezra Pound. Sie waren alle in der anglikanischen und griechisch-orthodoxen Abteilung begraben und würden dort auf ewig bleiben dürfen. Es bestand also Anlass zur Hoffnung, dass Brodsky ebenfalls dort begraben werden konnte, und damit beschäftigte sich Marcello gerade, als das Licht ausging.

Vater und Sohn blieben eine Weile im Dunkeln sitzen, da sie erwarteten, dass das Licht bald wieder angehen würde. Dann hörten sie die Sirenen, viele, viel mehr als üblich.

»Gehen wir hinauf und sehen mal nach, was da los ist«, schlug Marcello vor. Sie gingen hinauf zum hölzernen Aus-

tritt auf dem Dach, der *altana*, und sowie sie die Tür aufmachten, sahen sie den wütenden Brand.

Für Marcello stand fest, dass sie umgehend das Haus verlassen mussten. Während sie die Stufen hinuntergingen und sich im Dunkeln entlangtasteten, fragte sich Marcello, ob der sechshundert Jahre alte Palast dem Untergang geweiht war. In dem Fall würde mit ihm auch die eindruckvollste Privatbibliothek Venedigs verschwinden. Marcellos Bibliothek beanspruchte den größten Teil des zweiten Stocks. Es war ein architektonisches Schmuckstück, ein Raum mit hoher Decke und einer rund herum verlaufenden hölzernen Galerie, die nur über eine hinter einem Wandpaneel verborgene Treppe zu erreichen war. Die Regale, die vom Boden bis zur Decke reichten, beherbergten vierzigtausend Bände privater und staatlicher Dokumente, einige von ihnen über tausend Jahre alt. Die Sammlung kam einer Schatztruhe venezianischer Geschichte gleich, und Marcello stellte sie regelmäßig Gelehrten zur Verfügung. Er selbst verbrachte viele Stunden in einem thronartigen schwarzen Ledersessel mit dem Studium der Schriften, vor allem der Urkunden der Familie Marcello, einer der ältesten Venedigs. Zu Marcellos Vorfahren zählte ein Doge aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Marcellos hatten tatsächlich zu den Familien gehört, die das Fenice erbauten und es bis kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, als die Gemeinde von Venedig es übernahm, auch besaßen.

Marcello ging zum Rand des Campo San Fantin und fand sich mitten in einer Menschenmenge wieder, in der auch der gesamte Stadtrat vertreten war, der sich im Ca' Farsetti, dem Rathaus, in einer Abendsitzung befunden hatte und geschlossen herbeigeeilt war. Marcello war eine bekannte Persönlichkeit in der Stadt, mit seinem kahlen Schädel und dem kurz gestutzten grauen Bart. Die Presse bat ihn oft um Stel-

lungenahmen, wissend, dass man bei ihm immer mit ein paar offenerherzigen, oft auch provokanten Bemerkungen rechnen konnte. Gegenüber einem Interviewer hatte er sich einmal als jemanden beschrieben, der »neugierig, rastlos, eklektisch, impulsiv und kapriziös« sei. Es waren diese letzten beiden Merkmale, die jetzt zum Vorschein kamen, als er auf dem Campo San Fantin stand und das brennende Opernhaus betrachtete.

»Wie schade«, sagte er. »Es ist hinüber. Ich werde es wohl nie wiedersehen. Der Wiederaufbau wird so lange dauern, dass ich sicher nicht mehr am Leben bin, wenn es fertig ist.« Diese Bemerkung war vordergründig an seinen Nachbarn gerichtet, aber tatsächlich war sie für die Ohren eines gutaussehenden Mannes Mitte fünfzig mit einem schwarzen Bart bestimmt, der in der Nähe stand: den Bürgermeister von Venedig, Massimo Cacciari. Bürgermeister Cacciari war ehemaliger Kommunist, Professor für Philosophie und Architektur an der Universität von Venedig, und Italiens derzeit höchstangesehener Philosoph. Als Bürgermeister war er automatisch Hausherr des Fenice, was bedeutete, dass er auch die Verantwortung für die Sicherheit des Theaters trug und jetzt die Leitung über den Wiederaufbau innehatte. Marcellos Bemerkung ließ eindeutig durchblicken, dass seiner Meinung nach weder Cacciari noch seine Linksiregierung die Kompetenz dazu besaßen. Der Bürgermeister starrte mit einer Miene tiefer Verzweiflung auf das Feuer, so oder so ungerührt von Marcellos subtil formulierter Spitze.

»Aber ich würde vorschlagen«, fuhr Marcello fort, »wenn sie es wieder so aufbauen wollen, wie es in seiner Blütezeit war – und damit meine ich als einen gesellschaftlichen Ort, einen Ort der Begegnung – dann sollten sie eine große Diskothek für junge Leute draus machen.«



John Berendt

Die Stadt der fallenden Engel

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-81172-0

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2007

Ein Muss für alle Venedig-Fans

Nachdem das berühmte Opernhaus La Fenice unter mysteriösen Umständen abgebrannt ist, beginnt John Berendt mit seinen Nachforschungen und entdeckt dabei die verborgenen Seiten der Serenissima und ihrer glamourösen und exzentrischen Bewohner.